

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

Die Vorgabe des Themas „Der Bürger und seine Stadt“ war – so vermute ich – mit der Erwartung verbunden, als Einstieg in den Workshop Grundsätzliches über das Spannungsfeld zwischen den Wünschen oder Träumen der Bürger, den visionären Ideen der kreativen Architekten unter ihnen und den Mechanismen der Stadtentwicklungspolitik zu hören oder bestätigt zu bekommen. Auf Ihrer Web-Seite zitieren Sie aus Robert Musil's „Mann ohne Eigenschaften“: „Wenn es aber Wirklichkeitssinn gibt... , dann muß es auch etwas geben, das man Möglichkeitssinn nennen kann. Wer ihn besitzt, sagt beispielsweise nicht: Hier ist dies oder das geschehen, wird geschehen, muß geschehen; sondern er erfindet: Hier könnte, sollte oder müßte geschehen*man* nennt solche Menschen ... Phantasten, Träumer, Schwächlinge und Besserwisser oder Krittler. Wenn man sie loben will, nennt man diese Narren auch Idealisten: Das Mögliche umfaßt jedoch nicht nur die Träume nervenschwacher Personen, sondern auch die noch nicht erwachten Absichten Gottes“.

Treffen hier heute und morgen die träumenden Idealisten und die Pragmatiker mit Wirklichkeitssinn aufeinander?

Sind die Bürger, die sich Gedanken um den öffentlichen Raum in ihrer Stadt machen die Idealisten? Sind die Mitglieder der Verwaltung die Pragmatiker mit Wirklichkeitssinn? Welche Rolle spielen die Politiker als gewählte Vertreter dieser Bürgerschaft, und Auftraggeber ihrer Verwaltung? Wofür steht ihr Workshop in dem großen Laboratorium Stadtraum, auf der Bühne des öffentlichen Raumes?

Ich habe auf meinem Lebensweg sehr unterschiedliche Blickwinkel auf den öffentlichen Raum einnehmen dürfen, als bauende Architektin, als Stadtplanerin, als engagierte Bürgerin im Städtebaubeirat meiner Heimatstadt Saarbrücken, als Baudezernentin und Vorgesetzte sehr verschiedener mit der Stadtentwicklung befasster Verwaltungseinheiten, als Beraterin in Beiräten und Jürs.

in allen Positionen wenn auch aus unterschiedlichen Blickwinkeln war zu beobachten, dass den Regelwerken demokratischer Abstimmungsprozesse, städtebaulicher Verfahren, rechtlicher Rahmenwerke heute sehr unterschiedliche, zum Teil kraftvolle aber bisweilen spaltende Tendenzen eines Individualismus gegenüberstehen, die integriert, nicht ausgebremst werden müssen .

Auf der einen Seite bewegen sich öffentliche Diskussionen über Stadtplanungsthemen häufig im kleinsten Maßstab, beim Kampf um Straßenbäume und Parkplätze, bei der Forderung nach Stadtteilmanagement und Sauberkeit; Bürgerinitiativen engagieren sich häufig gegen und nicht für Einzelprojekte. In den sogenannten „sozialen“ Netzwerken wird mit Schlagworten und meist mit lauten Argumenten um Refugien des Individualismus gekämpft, in Städten, deren Geschichte, deren innere Zusammenhänge, unverständlich oder gleichgültig geworden sind.

Sie stellen Politik und Stadtplanung vor ungewohnte Herausforderungen, wenn sie mit Lautstärke und Vehemenz Relevanz behaupten und Repräsentativität einfordern.

Anstrengender aber auch befreiend ist der offene einander zugewandte, von gegenseitigem Respekt getragene Diskurs über grundlegende städtebauliche Themen wie Sie ihn sich für die mit diesem Workshop vorgenommen haben .

Ich beglückwünsche Sie alle zu diesem Workshop- und damit meine ich Sie ALLE - Trier Forum und Baukultur Trier als Veranstalter, interessierte und engagierte Bürger, politische Vertreter, Mitglieder der Verwaltung.

- nicht zu Ergebnissen, die ja noch nicht vorliegen können
- aber zu einer Dialogplattform auf der sich diejenigen, die um die Herausforderungen an die Stadt wissen, die an unterschiedlichen Stellen für den Lebensraum Stadt kämpfen, im lebendigen Diskurs austauschen können. Bürger, die sich miteinander an Tische setzen, nicht auf Einladung der Verwaltung im Rahmen formalisierter Beteiligungsverfahren, sondern selbst organisiert und die dazu Verwaltung und Politik einladen, sind die große Ausnahme und wie ich es schätzen gelernt habe, die Hefe im Teig städtebaulicher Prozesse.

Dieses Bild ist durchaus ambivalent zu verstehen: Wer sich mit Backen und Teigführung etwas auskennt, weiss, dass ohne die Gärpilze kein Teig entstehen kann, dass ihr Wirken aber ein geeignetes Milieu aus Temperatur und Nährstoffen, sorgfältige Begleitung und Steuerung durch den Bäcker braucht, wenn ein schmackhaftes und bekömmliches Ergebnis herauskommen soll.

Die Frage nach den städtebaulichen Leitbildern der Zukunft wird in den meisten europäischen Städten gestellt. Gemeinsam ist Städten wie Regionen, dass das weltwirtschaftliche System bereits jetzt und erst recht in Zukunft Stadt nur noch in einem sehr eingeschränkten Sinn braucht, der ungeschützte Mensch dagegen braucht Stadt als sozialen und kulturellen Halt stärker denn je. In einer zunehmend anonymisierten, globalisierten Gesellschaft nimmt das Bedürfnis nach Identifikation mit dem Stadtraum, die Sehnsucht nach Unverwechselbarkeit, nach individueller Aneignungsmöglichkeit zu. Allen Modellen einer virtuellen Realität zum Trotz wird Stadtraum wieder bewusster wahrgenommen als „Außenhülle“ für die Entfaltung individueller Lebenssituationen, als öffentliche Bühne, auf der sich die Bürger der Stadt über ihr Gemeinwesen verständigen – unabhängig davon, ob sie seit Generationen am Ort leben oder sich dem Ort als Zugezogene erst annähern.

Stadt als Bühne - gestatten Sie mir diesen Seitenblick- da Ihr Workshop ja unter dem Motto „Alles ums Theater“ steht: dieses Begriffspaar beschrieb in den Anfängen sowohl von Stadt wie von Bühne eine verflochtene Einheit, war Synonym für die Beziehung von Stadt, Gemeinschaft und Individuum und hatte damit eine zutiefst politische Bedeutung.

Für die Athener der perikleischen Zeit war neben der Agora das Theater auf dem Hügel Pnyx Zentrum der städtischen Gemeinschaft. Dort traf sich die ecclesia, die Versammlung aller Bürger Athens vierzig mal im Jahr zu großen politischen Versammlungen.

Das Theater war Bühne der politischen Rhetorik.

Gleichzeitig bildeten die urbanen Räume die Bühne des individuellen Schicksals. Es war für einen Griechen dieser Zeit nicht vorstellbar, dass sein Schicksal von Geschicken der Stadt getrennt werden könnte, menschlich und polis waren ein Begriff.

Ebenso undenkbar war eine Trennung von Individuum und Stadtgemeinschaft, von Bühne und Bild der Stadt für die Bewohner der antiken Stadt Rom.

Den Römern verdanken wir den Begriff des theatrum mundi. Für sie wurde die Stadt zur Bühne der Selbstvergewisserung der Gemeinschaft. Das steinerne Rom, mit der die Kaiser im wörtlichen Sinn ihre Legitimität untermauerten, fand

sich verdichtet in der geschlossenen Form des Amphitheaters wieder.

Nun hat die Stadt als Bühne und als Welt ihren selbstverständlichen ganzheitlichen Anspruch, den ich mit den Beispielen der Antike geschildert habe, schon vor geraumer Zeit verloren.

Ob und wie Stadt heute eine alle Lebensbereiche umfassende räumliche Hülle des Gemeinwesens sein oder werden kann, wird am ehesten in den diversen Foren der Baukultur reflektiert.

Baukultur -nicht als abstrakter Begriff sondern als örtlich verankerte Richtschnur- basiert auf fundierter Kenntnis der geographischen und historischen Grundlagen einer Stadt. Sie benötigt einen offen und öffentlich diskutierten und als Handlungsgrundlage vereinbarten Wertekanon.

Sie schützt und bewahrt das „Gedächtnis der Stadt“ in prägenden Bauten, öffentlichen Räumen und landschaftlichen Zusammenhängen. Sie prägt die emotionale Wahrnehmung der Stadt und ist damit ein entscheidender „weicher“ Standortfaktor. Sie benötigt öffentlich zugängliche und niedrigschwellig vermittelbare Informationsangebote und Vorbilder im öffentlichen Handeln - und sie erfordert von den Handelnden zugleich Kompetenz und Fähigkeit zu offener Kommunikation.

Wie weit die Wahrnehmung von Stadt bei den Beteiligten individuell geprägt ist, wie notwendig der Austausch über die Wahrnehmung des Gewordenen, die Verständigung über das Stadtbild der Gegenwart und vielleicht der Zukunft ist, wie groß und nicht endend die Aufgabe der Kommunikation möchte ich mit einem literarischen Text fühlbar machen.

Auf Ihrer Internetseite empfehlen Sie unter „Literaturliste über den Tellerrand hinaus“ das Buch „Die unsichtbare Städte“ von Italo Calvino, ein Roman in 55 Miniaturen, der mich schon vor 20 Jahren fasziniert hat.

Auszüge einer Miniatur lese ich Ihnen vor:

Die Städte und die Augen

Bist du in Fillide angekommen, blickst du gern auf die Vielfalt der Brücken, die, eine anders als die andere, über die Kanäle führen: bucklige, gedeckte, auf Pfeilern, auf Booten, hängende und mit durchbrochenem Geländer: auf die Vielfalt der Fenster, die auf die Straße gehen: doppelbogige, maurische, lanzettenförmige, spitzbogige, darüber Lunetten oder Rosetten; auf die Vielfalt des Bodenbelags: Kieselsteine, Platten, Schotter, weiße und blaue Kacheln. An jedem ihrer Punkte bietet die Stadt dem Auge Überraschungen: Ein Kapernbusch, der aus den Mauern der Festung sprießt, die Standbilder dreier Königinnen auf einem Sims, ein Zwiebelturm mit drei auf der Spitze gesteckten Zwiebelchen. „Wie glücklich, wer jeden Tag Fillide von Augen hat und nie aufhört, all die Dinge zu sehen, die es enthält!“ rufst du aus, voller Wehmut, die Stadt verlassen zu müssen, nachdem du sie nur eben mit deinem Blick gestreift.

Doch es trifft sich, dass du in Fillide bleibst und hier den Rest deiner Tage verbringst. Gar bald verblasst die Stadt vor deinen Augen, die Rosetten, die Statuen auf den Sims, die Kuppeln vergehen. Wie alle anderen Einwohner von Fillide verfolgst du Zickzacklinien von einer Straße zur anderen, unterscheidest Sonnen- und Schattengebiete, hier eine Tür, dort eine Treppe, eine Bank, wo du den Korb absetzen kannst, eine kleine Vertiefung, wo du mit dem Fuß hängen bleibst, wenn Du nicht aufpasst. Der ganze Rest der Stadt ist unsichtbar. Fillide ist ein Raum, wo Wegstrecken zwischen den Punkten verzeichnet werden, die im Leeren hängen, der kürzeste Weg, um zur Markise jenes Kaufmannes zu gelangen und dabei die Tür jenes Gläubigers zu vermeiden. Deine Schritte gehen nicht dem nach, was außerhalb der Augen, sondern was in ihnen ist, begraben und gelöscht: Wenn von zwei Laubengängen dir einer immer noch

heiterer erscheint, so ist das, weil durch ihn vor dreißig Jahren ein Mädchen mit weiten gestickten Ärmeln ging, oder auch nur, weil er zu einer gewissen Stunde ein Licht bekommt wie jener andere, von dem du nicht mehr weißt wo er war.

Millionen Augen heben sich zu Fenstern, Brücken, Kapernbüschen, und das ist, als überflögen sie ein weißes Blatt. Viele sind der Städte wie Fillide, sie entziehen sich den Blicken, oder du überraschst sie.

Die Stadt Trier ein weißes Blatt? - eine Stadt,

- die auf so vielen Zeitschichten ruht,

- die so tief im Wortsinne verortet ist?

Nehmen die Bürger in der Stadt eine Identität des Ortes wahr - und ist das eine Identität oder sind es mehrere oder sind es vielleicht ganz verschiedene?

Welche Identität des Ortes nehmen Jugendliche wahr, denen reduzierte virtuelle Welten häufig die reale Umwelt ersetzen und die Stadtraum nur noch als Partymeile benutzen?

oder:

Welche Identität des Ortes nehmen Bürger wahr, die ihre persönlichen Rückzugsräume gegen die Zumutungen dynamischer Stadtentwicklung – und dazu gehören nicht nur Großprojekte sondern auch Neubaugebiete in der Nachbarschaft - mit Zähnen und Klauen verteidigen?

oder:

Welche Identität des Ortes nehmen temporäre Stadtbewohner wahr, die dank gesellschaftlich geforderter Mobilität die urbanistischen Segnungen der Trennung von Arbeiten und Schlafen – denn von Wohnen ist da Zeit-bedingt oft nicht mehr zu sprechen –als Pendler zwischen den Städten auf den Autobahnen erleiden dürfen?

Oder:

Welche Identität des Ortes nehmen Touristen wahr, denen restaurierte Fassaden vergangener Bürgerlichkeit eine nette Kulisse für Latte machiato unter Sonnenschirmen und Heizpilzen bieten?

Oder:

Welche Rolle spielt Identität des Ortes für Politiker, die bei klammen kommunalen Kassen innerhalb von wenigen Jahren sichtbare Nachweise ihres Anspruchs auf Wiederwahl liefern müssen?

Identität des Ortes - oder besser Geist des Ortes - im Ursprung „genius loci“ steht am Anfang der Stadtgeschichte Triers:

In der römischen Antike widmeten sich Militärplaner bei der Neugründung von aus heutiger Sicht scheinbar mustergültig rationalen Städten diesem wörtlich übersetzt und wörtlich zu verstehenden „Geist des Ortes“. In tiefem Respekt vor diesem Genius loci tarierten Sie die Position ihrer Idealplanungen aus, die Notwendigkeit, ihre Eingriffe in den Ort mit dem Geist des Ortes zu versöhnen, war Ihnen selbstverständlich.

So wurden in Trier die Achsen von Decumanus und Cardo (von Nord-Süd- und Ost-Weststraße) nicht nur nach der Tag- und Nachtgleiche und damit nach den großen Koordinaten gedreht, Geländeformationen, natürliche Terrassen wurden bereits in der Festlegung des Gründungsrasters so subtil einbezogen, dass später

Großbauwerke wie Amphitheater, Forum oder Kaiserthermen ihre Wirkung wesentlich auch aus der Verankerung in der Landschaft bezogen.

Über Jahrhunderte war das Gründungsraaster, heute würden wir sagen der „städtebauliche Rahmenplan“ tragfähig, - eine Kontinuität, die natürlich mit dem römischen Staatswesen verbunden und daran auch untrennbar geknüpft war - ein sorgsam austarierter, konsensual vereinbarter, im Weltbild der Zeit verankerter Rahmen, der unter dem Stadtboden immer noch seiner weiteren Erforschung harret.

Im Mittelalter wurde dieser Rahmen für die geschrumpfte Bevölkerung viel zu weit, mit dem Rückbau der steinernen Ruinen-Strukturen als Steinbruch verblasste die Erinnerung an die Weltstadt und mehr oder weniger willkürlich an Straßen wie Trampelpfade errichtete Gebäude besetzten das jetzt dünn besiedelte Stadtareal, Nur wo römische Großbauten in Kirchenbauten weiterverwendet wurden, blieben Standorte und nennenswerte oberirdische Bausubstanz erhalten .

Mit der christlichen Kultur veränderte sich auch das Verständnis vom *genius loci* hin zu einer unbestimmten Spiritualität und Prägung durch den Geist des Menschen. „Macht euch die Erde untertan“ führte zum Anspruch der Neuzeit auf umfassenden Naturbeherrschung. In der ursprünglichen, hebräischen, alttestamentarischen Bedeutung bedeutete der Passus mit fürsorglicher Konnotation „nehmt die Erde durch Urbarmachung in Besitz“ -

eine entscheidende Verzerrung, die unserer Wahrnehmung von Örtlichkeit gegenüber der römischen Zeit den selbstverständlichen Bezug auf die naturräumlichen Bedingungen, die als beseelt wahrgenommen wurden, genommen hat.

Der *Genius loci* verlor zunehmend seine respekteinflößende Vorbedingtheit, man näherte sich ihm nicht mehr an, er wurde formbar, menschengemacht und in menschlicher Hybris austauschbar.

Vielleicht liegt hier ein bisher wenig beleuchteter Grund für die immer schnellere Abfolge von Stadtbildern, heute sogar innerhalb einer Generation wechselnd, die die vorherigen als überholt, nicht mehr zeitgemäß, ersetzbar durch neues, fortschrittlicher Empfundenes erscheinen lassen.

Rund um´s Theater sind wie in einem Mikrokosmos die Fragmente wechselnder Stadtbilder vom Mittelalter über die Zeit des Wiederaufbaus, der autogerechten Stadt, der Wirtschaftswunder-Moderne, gedankenloser zeitgenössischer Privatinvestition versammelt um einen Restraum, ohne erkennbaren Respekt vor den Vorgängern und verbindenden, verbindlichen Dialog über den öffentlichen Raum.

Unter welchen Rahmenbedingungen kann aus diesen Fragmenten ein gebautes Gehäuse sozialer Bindungen, ein Ort werden, der Geschichte innerhalb austauschbar gewordener Lebensverhältnisse festhält und Selbstwahrnehmung ermöglicht?

Wo glauben Sie, finden sich die Partner, die gemeinsam daran gehen können eine tragfähige Vision für diesen Ort in Planungsprozessen zu entwickeln, für die Zukunft abzusichern und in alltäglichen Entscheidungen zu verankern?

Nach meiner Überzeugung braucht es dazu nach wie vor die Trias von
1. Stadtplanung unterstützt durch externe Fachleute, 2. Politischen Vertretern und
3. Bürger.

Stadtplanung als Stadtbaukunst kann nicht delegiert, outgesourct oder privatisiert werden.

Stadtentwicklungsplanung im Schulterschluss mit Architekten, Landschafts- und Umweltplanern und mit der Politik muss aber Vertrauen zurückgewinnen, indem sie mit hoher Fachlichkeit und zugleich Bescheidenheit die Herzen

der Menschen anspricht.

Ich bin überzeugt davon, dass es in großen Planungsverfahren nicht mehr ausreicht, sich auf den Dialog zwischen Planern, Fachjuris und Verwaltung als Auftraggebern zu beschränken. Die Ästhetische Souveränität einer Stadt stellt sich nicht auf der Ebene von Spitzenleistungen her. Sie liegt in der Art und Weise, wie die Bewohner ihre Stadt sehen, wie bewusst sie sie sehen und wie sie ihre Sichtweise zu verteidigen wissen

Es ist organisatorisch möglich, inhaltlich bereichernd und bedeutet nicht Verzicht auf hohe fachlicher Standards, wenn die Bürger als Betroffene, als Ortskundige, auch als Bedenkenräger bereits im Verfahren einbezogen werden. Fachleute müssen ihre Empfehlungen vor den Bürgern begründen, Konsens ist dabei nicht zwingend erforderlich. Die politischen Mandatsträger als Vertreter der Bürgerschaft erhalten so frühzeitig ein umfassendes Meinungs- und Argumentationsbild für ihre Entscheidungen.

Die fachliche Kompetenz in städtischen Planungsämtern ist dabei in der Aufstellung städtebaulicher Rahmenplanungen und Entwicklungskonzepte ebenso unverzichtbar wie im später im Einfordern von Spielregeln, auf die sich die Stadtgesellschaft in der Gestaltung ihres öffentlichen Raumes verständigt hat, wenn dieser Raum dann von den Bürgern nicht nur genutzt sondern auch manchmal mit privaten Interventionen oder Investitionen bedrängt wird.

Städtische Planungsämter kennen mehr als Regeln und Verhinderungsparagraphen, sie sind die Garanten für nachhaltige Verfolgung von Planungszielen, sie bewahren des Gedächtnis der jüngeren Planungsgeschichte der Stadt und sollten deshalb von Bürgern und gerade von freien Planern selbstverständlicher als notwendige Sparringspartner auf Augenhöhe gefordert und akzeptiert werden. Ich plädiere für mehr wechselseitige Durchlässigkeit, für Offenheit und Kooperation. Geben Sie sich die Chance sich als Verbündete kennenzulernen und machen Sie den Workshop „alles um's Theater“ zum ermutigenden Auftakt.

Im Idealfall wird aus Bruchstücken ein Zusammenspiel vieler baulicher Elemente, ein Zusammenspiel in dem nicht nur das Werden der Stadt lesbar wird, sondern auch die Verantwortung der Stadtgesellschaft für die Gestaltung ihrer Räume erlebbar.

Dann „erzählt“ die Stadt ihre Geschichte, ermöglicht ihren Bürgern Teilhabe und Identifikation und regt weiterhin verantwortliche Mitwirkung bei ihrer Veränderung an.

Das Bild der Stadt entwickelt sich in Projektion, Weiterdenken und Weiterbauen. Es braucht die gemeinsame Basis und den langen Atem, es braucht Zähigkeit in der Verteidigung gegen Egoismen, es braucht die breite Vermittlungsarbeit, es braucht die Fähigkeit Komplexitäten Synergien abzurufen und sie nicht zu Hindernissen werden zu lassen, vor allem aber braucht es den Mut, unseren Anspruch auf die Würde des Ortes zu verteidigen. Ich gehe noch weiter: ich glaube an die Utopie einer ganzheitlichen Schönheit Ortes, an das Ziel eines Genius loci der jedem Stadtbewohner offensteht und der nur gemeinsam und in Demut vor der Zeit gewonnen werden kann.

